

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Barbara Tuchman
August 1914

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

1	Ein Begräbnis	7
---	-------------------------	---

Pläne

2	Der rechte Flügelmann streift den Kanal	25
3	Der Schatten von Sedan	36
4	»Ein einziger britischer Soldat...«	52
5	Die russische Dampfwalze	64

Kriegsausbruch

6	Der 1. August in Berlin	81
7	Der 1. August in Paris und London	94
8	Ultimatum an Brüssel	110
9	»Wieder zu Hause, ehe das Laub fällt«	124

Kämpfe

10	»Goeben . . . ein Feind auf der Flucht«	151
11	Lüttich und Elsaß	175
12	Das englische Expeditionskorps landet	208
13	Sambre und Maas	221
14	Zusammenbruch – Lothringen, Ardennen, Charleroi, Mons	247
15	»Die Kosaken kommen!«	280
16	Tannenberg	308
17	Der Brand von Löwen	327
18	Das weite Meer, Blockade und der große Neutrale	341
19	Rückzug	359
20	Die Front heißt Paris	392
21	Von Klucks Schwenkung	415
22	»Meine Herren, wir kämpfen an der Marne«	434
	Hernach	457

Anhang

Literaturverzeichnis	465
Kartenverzeichnis	478
Anmerkungen	479
Namen- und Sachregister	520

1 Ein Begräbnis

Die neun Majestäten, die an dem Maimorgen des Jahres 1910 hoch zu Roß dem Sarge Eduards VII. von England folgten, boten ein so überwältigendes Bild, daß ein Seufzer der Bewunderung durch die schwarzgekleidete Menge ging, die sich in ehrfurchtsvollem Schweigen drängte. Scharlachfarben, blau, grün und purpurrot ritten die Herrscher jeweils zu dreien nebeneinander durch das Schloßtor, mit nickenden Helmbüscheln, goldenen Tressen, karmesinroten Schärpen und juwelenbesetzten Orden, die in der Sonne aufblitzten. Ihnen folgten fünf Thronerben, dann weitere vierzig kaiserliche oder königliche Hoheiten, sieben Königinnen – davon drei regierende und vier Königinwitwen – und eine Schar von Sondergesandten aus Ländern, deren Herren keine Krone trugen. Insgesamt waren siebzig Nationen vertreten in dieser größten Versammlung von Königen und Würdenträgern, die sich je an einer Stelle zusammengefunden hat und die in ihrer Art die letzte sein sollte. Gedämpften Klanges verkündete Big Ben die neunte Stunde, als der Trauerzug den Palast verließ; die Uhr der Weltgeschichte aber zeigte auf Sonnenuntergang, und das Licht der alten Welt versank in einem Todesglanz ohne Gleichen.

Vorn in der Mitte ritt der neue König, Georg V., zu seiner Linken der Herzog von Connaught, der einzige noch lebende Bruder des verstorbenen Königs, zu seiner Rechten aber der Mann, dem nach den Worten der *Times* »der erste Platz unter allen nichtenglischen Leidtragenden gebührte« und der »selbst bei gespanntesten Beziehungen seine Volkstümlichkeit in England nie verlor« – Wilhelm II., deutscher Kaiser. Auf seinem Grauschimmel, in der scharlachroten Uniform eines britischen Feldmarschalls, den seinem Rang zukommenden Marschallstab in der Hand, hatte er seinen Zügen hinter dem berühmten aufwärts gezwirbelten Schnurrbart einen Ausdruck »tiefen, ja strengen Ernstes« gegeben. Wie wenig ruhig es in seinem so leicht erregbaren Herzen aussah, verraten hier und dort seine Briefe. »Ich bin stolz, diesen Ort meine zweite Heimat zu nennen und ein Mitglied dieser königlichen Familie zu sein«, schrieb er nach Hause, als er die Nacht im Schloß Windsor in den früheren Räumen seiner Mutter verbracht hatte. Empfindsamkeit und Sehnsucht, die diese von Trauer überschattete Begegnung mit seinen englischen Verwandten in ihm auslöste, mischten sich mit dem Stolz auf seinen Vorrang vor den anderen anwesen-

den Herrschern und einer spürbaren Erleichterung darüber, daß sein Onkel nun die europäische Bühne verlassen hatte. Er war gekommen, um Eduard, den bösen Geist, zu begraben; Eduard, der in Wilhelms Augen Anstifter der Einkreisung Deutschlands war; Eduard, den Bruder seiner Mutter, dem er weder befehlen noch imponieren konnte und dessen dicke Gestalt ihren Schatten erkältend auf Deutschland warf. »Er ist ein Satan! Man glaubt gar nicht, was für ein Satan er ist.«

Dieser Ausspruch des Kaisers fiel 1907 in Berlin bei einem Essen vor dreihundert Gästen; Eduard war nämlich wieder einmal auf dem Kontinent unterwegs, offensichtlich mit dem teuflischen Ziel, seine Einkreisungspläne zu fördern. Er hatte demonstrativ eine Woche in Paris verbracht, hatte dann ohne jeden Anlaß den König von Spanien besucht (der gerade seine Nichte geheiratet hatte) und schließlich dem König von Italien eine Visite gemacht, augenscheinlich in der Absicht, ihn zum Austritt aus dem Dreibund mit Deutschland und Österreich zu verführen. Der Kaiser, dem die Zunge leichter als sonst jemandem in Europa durchging, hatte sich so in Zorn gesteigert, daß schließlich wieder einmal einer jener Aussprüche fällig war, die während der zwanzig Jahre seiner Regierung immer von neuem die Nerven seiner Diplomaten strapazierten.

Zum Glück war nun der Einkreiser tot, und an seiner Stelle stand Georg, der, wie der Kaiser ein paar Tage vor dem Begräbnis zu Theodore Roosevelt sagte, ein »sehr netter Junge« (von fünfundvierzig Jahren, sechs Jahre jünger als der Kaiser) war. »Er ist Engländer durch und durch und haßt alle Ausländer, aber das macht mir nichts aus, solange er die Deutschen nicht mehr haßt als andere Fremde.« So ritt nun Wilhelm zuversichtlich an der Seite Georgs und grüßte im Vorbeireiten die Regimentsfahne der I. Royal Dragoons, deren Ehrenoberst er war. Früher einmal hatte er Fotografien verteilt, auf denen er die Uniform dieses Regiments trug, mit den rätselhaften Worten über seinem Namenszug: »Meine Zeit wird kommen.« Nun war seine Zeit gekommen; er war der erste Mann in Europa.

Hinter Wilhelm II. ritten die zwei Brüder der verwitweten Königin Alexandra, König Friedrich von Dänemark und König Georg von Griechenland; ihr Neffe, König Haakon von Norwegen, und drei Könige, die ihre Krone verlieren sollten: Alfons von Spanien, Manuel von Portugal und, mit einem seidenen Turban geschmückt, König Ferdinand von Bulgarien, der seine königlichen Vettern damit ärgerte, daß er sich Zar nannte und in einer Truhe die kompletten Krönungsinsignien eines byzantinischen Kaisers aufbewahrte. Sie stammten aus einem Theaterfundus und wurden für den Tag bereitgehalten, an dem er die byzantinischen Herrschaftsgebiete unter seinem Zepher wieder vereinigen würde.

Geblendet vom Glanz dieser »prachtvoll berittenen Fürsten«, wie die *Times* sie nannte, hatten nur wenige Zuschauer Augen für den neunten König, der als einziger wirkliches Format beweisen sollte. Trotz seines hohen Wuchses und seiner tadellosen Haltung im Sattel brachte es Albert, der

König der Belgier, der dem Pomp höfischer Zeremonien gänzlich abhold war, zuwege, in dieser Umgebung verlegen und doch gleichzeitig unbeteiligt zu wirken. Er war fünfunddreißig Jahre alt und trug die Krone kaum ein Jahr. Selbst später, als sein Antlitz zum Symbol tragischen Heldentums wurde, zeigte es noch immer diesen zerstreuten Zug, als dächte der König an ganz andere Dinge.

Der Mann, von dem das Unglück seinen Ausgang nehmen sollte, Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich, Thronfolger des Kaisers Franz Joseph, ritt mit wehendem grünen Federbusch an Alberts rechter Seite, hochgewachsen und wegen seiner Fülle stramm geschnürt; zu seiner Linken hatte der Belgier einen anderen Kronprinzen, der niemals seinen Thron besteigen sollte, Prinz Jussuf, den Erben des türkischen Sultans. Den Königen folgten die königlichen Hoheiten: Prinz Fushimi, der Bruder des Kaisers von Japan; Großfürst Michael, der Bruder des Zaren von Rußland; der Herzog von Aosta, lichtblau mit grünen Federn, der Bruder des Königs von Italien; Prinz Karl, der Bruder des Königs von Schweden; Heinrich, Prinzgemahl der Königin von Holland, und die Kronprinzen von Serbien, Rumänien und Montenegro. Der letztgenannte, Prinz Danilo, »ein lebenswürdiger, außerordentlich hübscher junger Mann von höchst angenehmen Manieren«, glich dem Liebhaber der Lustigen Witwe nicht nur dem Namen nach, denn er war zur Bestürzung des britischen Empfangskomitees am Vorabend in Begleitung einer »reizenden jungen Dame von großem persönlichen Charme« eingetroffen, die er als Hofdame seiner Frau vorstellte; sie sei nach London gekommen, um einige Einkäufe zu machen.

Ein ganzes Regiment kleinerer deutscher Fürstlichkeiten folgte: von Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Waldeck-Pyrmont, von Coburg, Sachsen-Coburg und Sachsen-Coburg-Gotha, von Sachsen, Hessen, Württemberg und Baden. Aus Bayern war Kronprinz Rupprecht da, der bald eine deutsche Armee in die Schlacht führen sollte. Dann kamen ein Prinz von Siam, ein persischer Prinz, fünf Prinzen des früheren französischen Königshauses der Orléans; ein Bruder des Khediven von Ägypten, der einen Fez mit goldener Quaste trug; in besticktem lichtblauen Gewand Prinz Tsia-tao von China, dessen altehrwürdige Dynastie zwei Jahre später stürzen sollte, und der Bruder des Kaisers, Prinz Heinrich von Preußen, als Repräsentant der deutschen Flotte, deren Oberbefehlshaber er war. In dieser glänzenden Gesellschaft befanden sich drei Herren in Zivil, Gaston-Charlin aus der Schweiz, Pichon, Außenminister von Frankreich, und der frühere Präsident Theodore Roosevelt als Sondergesandter der Vereinigten Staaten.

Man hatte Eduard, dem diese einmalige internationale Parade galt, oft den »Onkel Europas« genannt, und dieser Titel konnte, soweit es sich um die regierenden Häuser Europas handelte, ganz wörtlich genommen werden. Er war der Onkel nicht nur Kaisers Wilhelms, sondern durch die Schwester seiner Frau, die Kaiserinwitwe Maria von Rußland, auch des

Zaren Nikolaus II. Seine Nichte Alix war die Zarin, seine Tochter Maud Königin von Norwegen; eine andere Nichte, Ena, war Königin von Spanien, eine dritte, Marie, sollte bald Königin von Rumänien werden. Die Familie seiner Frau war nicht nur im Besitz des dänischen Thrones, sondern hatte auch Rußland die Zarinmutter und Griechenland und Norwegen ihre Könige geschenkt. Andere Verwandte, die ebenfalls irgendwie von den neun Söhnen und Töchtern der Königin Viktoria abstammten, waren allenthalben an den europäischen Höfen zu finden.

Doch es lag nicht nur am Familiensinn oder gar am Schrecken über den plötzlichen Tod Eduards – für die Öffentlichkeit sah es aus, als wäre er von einem Tag zum anderen erkrankt und gestorben –, daß Beileidsbezeugungen bei seinem Hingang in so unerwarteter Menge eintrafen. Sie galten vielmehr der außerordentlichen Kontaktfähigkeit dieses Herrschers, die sich für sein Land als von unschätzbarem Wert erwiesen hatte. In den neun kurzen Jahren seiner Regierung hatte England notgedrungen seine *splendid isolation* aufgegeben; an ihre Stelle war, da die englische Politik seit je wenig zu regelrechten Bündnissen neigte, eine Reihe von »Abkommen« und Vereinbarungen mit zwei alten Feinden getreten, nämlich Frankreich und Rußland, und mit einer vielversprechenden neuen Macht: Japan. Die daraus resultierende Veränderung des Gleichgewichts war in der ganzen Welt zu spüren und wirkte sich in den wechselseitigen Beziehungen aller Staaten aus. Obwohl Eduard den politischen Kurs seines Landes weder bestimmte noch beeinflußte, gab sein persönliches diplomatisches Geschick bei dieser Umstellung doch den Ausschlag.

Als Kind hatte er während eines Besuchs in Frankreich zu Napoleon III. gesagt: »Sie haben ein schönes Land. Ich wäre gern Ihr Sohn.« Diese Vorliebe für alles Französische, die im Gegensatz oder vielleicht auch im Widerspruch zu den deutschen Neigungen seiner Mutter stand, hielt an und wurde nach ihrem Tode nutzbar gemacht. Als England über die Herausforderung, die im deutschen Flottenprogramm vom Jahre 1900 lag, verstimmt war und sich entschloß, seine alten Differenzen mit Frankreich zu bereinigen, ebnete Eduards Talent als *roi charmeur* den Weg. Im Jahre 1903 ging er nach Paris, ohne sich um die Warnung zu kümmern, daß er bei einem offiziellen Staatsbesuch mit einer kühlen Aufnahme rechnen müsse. Bei seiner Ankunft verhielten sich die Massen abweisend und schweigsam, nur vereinzelte herausfordernde Rufe wurden laut – »*Vivent les Boers!*« »*Vive Fashoda!*« –, die der König unbeachtet ließ. Einem Adjutanten, der ihm bestürzt zuflüsterte: »Die Franzosen mögen uns nicht«, erwiderte er: »Warum sollten sie auch?« und fuhr fort, sich zu verneigen und aus seinem Wagen zu lächeln.

Vier Tage zeigte er sich immer wieder, bei einer Parade in Vincennes, beim Rennen in Longchamps; er besuchte eine Galavorstellung in der Oper, erschien zu einem Staatsbankett im Elysée und einem Frühstück am Quai d'Orsay; im Theater verwandelte er eine frostige Stimmung in Lä-

cheln, indem er sich während der Pause unter die Besucher mischte und einer berühmten Schauspielerin im Foyer Liebenswürdigkeiten in französischer Sprache sagte. Er hielt überall taktvolle Ansprachen, in denen von seiner Freundschaft und Bewunderung für die Franzosen die Rede war, von ihren »ruhmreichen Traditionen«, ihrer »wunderschönen Hauptstadt«, für die er »wegen so vieler glücklicher Erinnerungen« eine besondere Schwäche habe, von seiner »aufrichtigen Freude« über den Besuch und seiner Zuversicht, daß alte Mißverständnisse »nun glücklich vorbei und vergessen« seien, daß das Wohlergehen Frankreichs und Englands eng miteinander verknüpft und die Freundschaft beider Länder ihm »beständiges Anliegen« sei. Als er dann abreiste, schrie die Menge: »Vive notre Roi!« Ein belgischer Diplomat berichtete: »Man hat selten einen so völligen Wandel der Einstellung gesehen wie jetzt hier in Frankreich. Eduard hat die Herzen aller Franzosen gewonnen.« Der deutsche Gesandte hielt den Besuch des Königs für eine »höchst seltsame Angelegenheit« und vermutete, daß die englisch-französische Annäherung die Folge einer »allgemeinen Abneigung gegen Deutschland« sei. Und nachdem die Staatsmänner in harter Arbeit die strittigen Punkte beseitigt hatten, wurde innerhalb eines Jahres aus der »Annäherung« die im April 1904 unterzeichnete englisch-französische Entente.

Deutschland hätte selbst vielleicht schon ein Bündnis mit England haben können, wenn nicht seine Führung aus Mißtrauen gegen die englischen Motive die Vorschläge des Kolonialministers Joseph Chamberlain im Jahre 1899 und dann wieder im Jahre 1901 zurückgewiesen hätte. Weder der undurchsichtige Holstein, der die Außenpolitik leitete, noch Fürst Bülow, der elegante und gebildete Kanzler, oder gar der Kaiser selbst wußten genau, was sie von England eigentlich befürchteten, aber daß da Heimtücke im Spiel war, dessen waren sie gewiß. Der Kaiser wünschte von jeher ein Abkommen mit England, sofern er es erreichen könnte, ohne diesen Wunsch eingestehen zu müssen. Einmal, beim Begräbnis der Königin Viktoria, hatte er unter dem Einfluß der englischen Umgebung und der Familiengefühle Eduard gegenüber diesen Wunsch zugegeben. »Nicht einmal eine Maus könnte sich in Europa ohne unsere Erlaubnis rühren« – so sah er ein englisch-deutsches Bündnis. Doch sowie die Engländer ihre Bereitwilligkeit erkennen ließen, zuckten er und seine Minister zurück, weil sie irgendeinen Trick argwöhnten. Aus Furcht, daß sie am Konferenztisch ins Hintertreffen geraten könnten, zogen sie es vor, sich gänzlich fernzuhalten und sich darauf zu verlassen, daß man mit Hilfe einer stets wachsenden Flotte den Engländern schließlich die Bedingungen werde diktieren können.

Bismarck hatte gemahnt, Deutschland möge sich mit seiner Geltung als Landmacht begnügen; aber seine Nachfolger ergaben alle miteinander noch keinen Bismarck. Er hatte, ohne je den Kurs zu ändern, Ziele verfolgt, die klar vor ihm standen; sie suchten tastend ihren Weg zu weiteren Horizonten, ohne genau zu wissen, was sie wollten. Holstein war ein Ma-

chiavelli ohne politische Konzeption, dessen einziger Grundsatz Mißtrauen gegen jedermann hieß. Bülow war ein Mann ohne Grundsätze; er erschien so glatt, klagte sein Kollege Großadmiral Tirpitz, daß ein Aal im Vergleich mit ihm ein Blutegel war. Der impulsive, unstete und immer neu begeisterte Kaiser wechselte seine Ziele von Stunde zu Stunde und sah seine diplomatische Betätigung lediglich als Übung an, ständig in Bewegung zu bleiben.

Keiner von ihnen glaubte, daß England sich je mit Frankreich verständigen könne, und Holstein tat alle Warnungen in dieser Richtung als »naiv« ab, selbst jenen ausführlichen Bericht, der von seinem Vertrauensmann in London, dem Freiherrn von Eckardstein, stammte. Bei einem Essen im Marlborough House im Jahre 1902 hatte dieser beobachtet, wie Paul Cambon, der französische Botschafter, mit Joseph Chamberlain im Billardzimmer verschwand, wo sie sich achtundzwanzig Minuten lang angeregt unterhielten. Von dem Gespräch konnte er nichts weiter hören (ob die Tür offen war oder ob er am Schlüsselloch horchte, verraten uns Eckardsteins Memoiren nicht) als die Worte »Ägypten« und »Marokko«. Später wurde er in das Arbeitszimmer des Königs gebeten, wo Eduard ihm eine Upman 1888 anbot und mitteilte, daß England im Begriff sei, mit Frankreich ein Übereinkommen in allen strittigen Kolonialfragen zu treffen.

Als die Entente Wirklichkeit wurde, war Wilhelms Zorn furchtbar. Aber noch mehr erbitterte ihn Eduards Triumph in Paris. Für den Reisekaiser – so nannte man ihn seiner häufigen Reisen wegen – war es ein Genuß, mit allem Zeremoniell seinen Einzug in die Hauptstädte anderer Länder halten zu können, und gerade die Stadt, die er am liebsten besucht hätte, Paris, war für ihn unerreichbar. Überall war er gewesen, sogar in Jerusalem, wo das Jaffator hatte erweitert werden müssen, damit er hoch zu Roß einziehen konnte; nur Paris, der Inbegriff alles Schönen und Begehrenswerten, alles dessen, was Berlin fehlte – Paris blieb ihm verschlossen. Er wollte von den Parisern umjubelt werden, er wünschte, daß man ihm den Grand Cordon der Ehrenlegion verleihe, und er hatte die Franzosen zweimal diesen kaiserlichen Wunsch wissen lassen. Doch die Einladung blieb aus. Er konnte ins Elsaß gehen und Reden halten, in denen er den Sieg von 1870 feierte; er konnte in Lothringen Paraden durch Metz führen; aber es ist vielleicht eines der tragischsten Fakten im Leben eines gekrönten Hauptes, daß der Kaiser zweiundachtzig Jahre alt wurde und starb, ohne Paris gesehen zu haben.

Neid auf die älteren Nationen ließ ihn nicht ruhen. Theodore Roosevelt gegenüber beklagte er sich, daß der englische Adel auf seinen Reisen durch den Kontinent niemals Berlin besuche, dagegen stets nach Paris gehe. Er fühlte sich nicht genügend beachtet. Reichskanzler von Bülow berichtet über ein Gespräch des Kaisers mit dem König von Italien: »Während seiner langen Regierung habe er die Erfahrung machen müssen, daß seine Kollegen, die anderen Souveräne, seine Reden und Worte zuwenig beachteten. Eine möglichst starke deutsche Flotte werde in Zukunft dazu beitragen,